

Neue Morbidität und Zeitgeist:

Zum Problem des emotionalen Dialogs in sozialen Entwicklungsräumen

F.Resch & P.Parzer

Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie, Universitätsklinikum Heidelberg

1 Was ist die „neue Morbidität“?

Die „Neue Morbidität im Kindes- und Jugendalter“ ist ein Begriff für unterschiedliche Störungsbilder, die in den letzten Jahrzehnten zunehmend in den Fokus der öffentlichen Aufmerksamkeit getreten sind. Nach Schlack und Brockmann (Schlack & Brockmann, 2014) handelt es dabei im engeren Sinne um emotionale Störungen und Verhaltensprobleme, funktionelle Störungen wie z. B. Entwicklungsstörungen der sprachlichen, kognitiven und motorischen Fähigkeiten, Adipositas und Essstörungen sowie Substanzmissbrauch und Suchtverhalten. In einem weiteren Sinne werden der Neuen Morbidität auch chronische somatische Krankheitsbilder zugerechnet, wobei hier die allergischen Erkrankungen besonders hervorzuheben sind. Die Neue Morbidität hat zu einer Schwerpunktverlagerung der bis in die 1960er Jahre vorherrschenden Krankheitspektren im Kindes- und Jugendalter geführt (Schlack & Brockmann, 2014). Nachdem die gravierenden Infektionskrankheiten zunehmend beherrscht werden konnten und auch im Bereich der Onkologie und Kardiologie des Kindes- und Jugendalters große Fortschritte erzielt worden waren, äußerte sich diese Verschiebung in folgender Weise: von den primär körperlichen Erkrankungen zu Störungen der funktionellen und psychischen Entwicklung sowie von den akuten zu den eher chronifizierenden Erkrankungen. Wenn man den pädiatrischen Autoren folgt, ist an der Neuen Morbidität insbesondere die epidemische Häufung hervorzuheben. Die Störungsbilder als solche hatte es schon immer gegeben, sie waren jedoch in früheren Jahrzehnten mehr im Hintergrund geblieben. Da Kinder, die an Störungen im Rahmen der Neuen Morbidität leiden, letztlich nicht in der Lage sind, ihr individuelles Entwicklungspotential zur Blüte zu bringen, besitzen die o. g. Störungen eine besondere sozialmedizinische Relevanz (Schlack & Brockmann, 2014).

Im Folgenden wollen wir uns mehr auf die emotionalen und im Verhaltensbereich zum Ausdruck kommenden Störungen konzentrieren und die Frage stellen, ob es tatsächlich in den letzten Jahrzehnten einen Anstieg von psychischen und psychosozialen Problemen gegeben hat. Eine Übersicht über 41 Prävalenzstudien aus 27 Ländern (Polanczyk, Salum, Sugaya, Caye & Rohde, 2015), stellt eine gepoolte Prävalenz psychischer Störungen im Kindes- und Jugendalter von 13,4% vor (Konfidenzintervall 11,3-15,9). Somit wird in dieser Metaanalyse die weltweite Prävalenz von Angststörungen mit 6,5% (Konfidenzintervall 4,7-9,1), von depressiven Störungen mit 2,6% (Konfidenzintervall 1,7-3,9), von Aufmerksamkeits-Defizit-Hyperaktivitätsstörungen (ADHS) mit 3,4% (Konfidenzintervall 2,6-4,5) und von allen expansiven Störungen mit 5,7% (Konfidenzintervall 4,0-8,1) angegeben. In allen gepoolten Schätzungen war eine große Heterogenität festzustellen (Polanczyk et al., 2015).

Die longitudinal angelegte Bella-Studie (Ravens-Sieberer et al., BELLA study group, 2015) an 1255 Kindern- und Jugendlichen, zeigt bei 10,4% in der Erstuntersuchung signifikante psychische Probleme. Bei der Follow Up Untersuchung nach einem Jahr zeigen sich 11,2%, beim Zweijahres-Follow Up 10,6% signifikante psychische Auffälligkeiten. Zum Zeitpunkt des Sechsjahres-Follow Up waren es 10,2%. Nimmt man die gesamte Sechsjahresperiode in den Fokus, zeigt sich, dass 7,3% der Kinder- und Jugendlichen akute oder wiederkehrende Probleme ihrer psychischen Gesundheit aufwiesen. 2,9% wiesen persistente Probleme auf und 15,5% hatten sich wieder normalisiert. Insgesamt waren in der Sechsjahresperiode also 25,7% der Kinder durch eine psychische Problematik beeinträchtigt! (Ravens-Sieberer et al., BELLA study group, 2015).

Auch die Frage einer Zunahme psychischer Störungen in den letzten Jahrzehnten wird in mehreren Untersuchungen adressiert. Eine Übersicht von Barkmann und Schulte-Markwort (2004) kommt zu

dem Schluss, dass die mittlere Prävalenz psychischer Auffälligkeiten bei Kindern- und Jugendlichen in Deutschland bei 17,2% (Standartabweichung 5,07) liegt. Im Rahmen dieser Übersicht kann eine Zu- oder Abnahme psychischer Auffälligkeiten im Kindes- und Jugendalter über die Jahrzehnte nicht abgeleitet werden. Die Übersichtsarbeiten von Atladottir et al (2015) und Collishaw (2015) kommen jedoch aufgrund von Metaanalysen rezenter Literatur zu dem Schluss, dass es einen säkularen Trend zunehmender emotionaler Probleme und antisozialer Verhaltensweisen bei Kindern- und Jugendlichen in hochentwickelten Industrieländern gibt. Es werden Perioden des Anstiegs und Abfalls einzelner Symptomprävalenzen berichtet. Für Länder mit mittleren und geringen Einkommen ist die Evidenz nur begrenzt. Beim Störungsbild des Aufmerksamkeitsdefizit-Hyperaktivitätssyndroms (ADHS) fand sich keine Evidenz einer systematischen Veränderung der Häufigkeit, es fand sich jedoch eine ansteigende Tendenz für depressive Störungen mit Beginn in der Adoleszenz (Collishaw, 2015). Emotionale Probleme in der Adoleszenz haben sich in mehreren Ländern Europas in den letzten dreißig Jahren deutlich vermehrt. Diese Steigerung scheint für Mädchen größer als für männliche Jugendliche zu sein. Es gibt eine erhebliche interkulturelle Variation der Prävalenz von psychischen Problemen im Kindes- und Jugendalter dahingehend, dass Entwicklungsländer eine deutlich höhere Belastung mit psychischen Störungen aufweisen. Auch für Schlafprobleme bei Kindern, Fatigue-Syndrom und somatische Beschwerden, konnten ansteigende Zahlen dokumentiert werden. Deutliche Steigerungen sind auch bei Selbstverletzungen und Suizidversuchen in mehreren hochentwickelten Ländern nachweisbar (Hawton, Saunders & O'Connor, 2012). In der Zusammenfassung bisher vorliegender Evidenzen muss man von einer Steigerung bei emotionalen und verhaltensbezogenen Problemen im Kindes- und Jugendalter über die letzten Jahrzehnte ausgehen!

2 Wodurch sind ansteigende Zahlen psychischer Probleme erklärbar?

Drei Begründungen sprechen für eine nur scheinbare Zunahme der Prävalenzzahlen psychischer Störungen, sie sollen im Folgenden diskutiert werden. Ein erstes Argument ist die in den letzten Jahrzehnten zunehmende gesellschaftliche Bereitschaft, psychische Störungen auch anzuerkennen, zu diagnostizieren und zu behandeln. Diese erhöhte „Awareness“ für psychische Probleme im Kindes- und Jugendalter, lässt Kinder, die früher in unspezifischer Weise im Rahmen ihrer Entwicklung leiden mussten, rascher erkennen, benennen und behandeln. Auf diese Weise werden bislang unentdeckt gebliebene psychische Störungen bei Kindern und Jugendlichen in den unterschiedlichen Ländern jetzt evident, woraus eine scheinbare Zunahme der Gesamtprävalenz abgeleitet werden kann (Atladottir et al., 2015). Diese Erklärung kann jedoch nicht grundsätzlich befriedigen. Collishaw (2015) gibt mehrere Gründe an, dass das Erkennen und Berichten von Symptomen allein nicht für die beobachteten Prävalenzanstiege verantwortlich gemacht werden kann. Er führt ins Treffen, dass es eine Konvergenz der Evidenz über eine Fülle von Studien, Methoden und multiplen Informanten gibt – wobei in allen Bereichen solche Anstiege fassbar sind. Es ist auch nicht zu erwarten, dass in sehr unterschiedlichen Ländern, ein gleichartiger Trend zur Offenheit gegenüber psychischen Symptomen zu beobachten sein könnte. Die Tatsache, dass emotionale und Verhaltensprobleme zwar gehäuft zur Darstellung kommen, das Symptom der Hyperaktivität sich jedoch nicht in seiner Häufigkeit zu verändern scheint, legt nahe, dass es nicht allein die Sensibilität von Eltern oder die gesellschaftliche Offenheit sein kann, die die Zunahme von psychischen Problemen im Einzelnen bewirkt.

Ein zweites Argument für die scheinbare Zunahme psychischer Probleme liegt in Neudefinitionen von psychischen Störungen, wie sie beispielsweise durch das Diagnostische und Statistische Manual Psychischer Störungen DSM-5 (American Psychiatric Association, 2015) vorgenommen wurde. Je nach Definition der Einschlusskriterien, Zeitkriterien und Intensitätskriterien finden sich niedrigere oder höhere Prävalenzzahlen. Die Einführung von „neuen“ Störungen im DSM-5 kann auch die Gesamtprävalenz psychischer Störungen verändern: Beispielsweise die disruptive Affektregulationsstörung, die Geschlechtsdysphorie, Störungen des Schlaf-Wach-Rhythmus, Bipolare Störungen oder die kurze psychotische Störung werden als Krankheitsbilder so definiert, wie sie in dieser Eindeutigkeit und Detailliertheit bis dato nicht diagnostiziert werden konnten. Kommen diese

diagnostischen Kriterien zur Anwendung, kann dadurch ein Anstieg der Gesamtprävalenz psychischer Probleme bewirkt werden. Es muss also immer im Auge behalten werden, dass es zwischen der Definition psychischer Störungen und der Häufigkeit ihres Auftretens eine unmittelbare Wechselbeziehung gibt. Nach Collishaw (2015) ist das Argument der Begriffsdefinition allein jedoch nicht in der Lage, die steigenden Prävalenzzahlen der letzten 30 Jahre befriedigend zu erklären, zumal diese in schon bekannten Diagnosegruppen abgebildet werden.

Ein drittes Argument für die scheinbare Zunahme psychischer Störungen, ist das Argument der Medikalisierung sozialer Probleme. Nicht selten zeigen Kinder in Armut oder lebensfeindlichen Umwelten physiologische Reaktionen auf eine pathologische Umwelt. Die Kinder, die als unbegleitete Flüchtlinge auf den Weltmeeren um ihr Leben bangen müssen, die in Kriegsgebieten aufwachsen oder Terrorregimes ausgesetzt sind, dürfen in ihren Reaktionen nicht einfach als Kinder mit Problemen ihrer psychischen Gesundheit definiert werden! Das wäre zynisch. Die Beschreibung psychischer Probleme bei Kindern unter Extrembedingungen trifft nicht das Problem im Kern. Therapie darf kein Feigenblatt für soziale Missstände sein, in diesen Fällen bedürfen Kinder der Solidarität und sozialen Hilfestellung in ihrer Notsituation. Diese Argumente erklären jedoch in keiner Form, warum Kinder in hochentwickelten Ländern zunehmende psychische Probleme aufweisen!

Es gibt drei Argumente für eine reale Steigerung psychischer Probleme im Kindes- und Jugendalter: Viele Studien finden ja ansteigende Problem-Scores über die Zeit und beziehen sich dabei eher auf erhöhte Symptomraten als auf vermehrte unterschiedliche Diagnosen (Costello, 2015). Ein Argument für das Phänomen, dass die weltweite Gesamtprävalenz psychischer Störungen nicht zuzunehmen scheint, während die Prävalenz im jungen Lebensalter steigt, könnte darin liegen, dass es in den letzten Jahrzehnten zu einer Verschiebung des Symptombeginns in frühere Lebensalter gekommen ist. Es könnte sein, dass psychische Störungen heute bereits im Kindes- und Jugendalter auftreten, die früher erst im Erwachsenenalter zutage getreten waren. Langzeitstudien über die nächsten Jahrzehnte werden zeigen, ob die jetzt erhöhten Prävalenzzahlen bei Kindern und Jugendlichen schließlich auch zu einer Erhöhung der Gesamtprävalenz im Erwachsenenalter führen werden, oder ob sie nur eine Verschiebung des Symptombeginns nach vorne in die ersten zwei Lebensjahrzehnte kennzeichnen.

Ein zweites Argument sind die sozialen Stratifizierungen. Es ist eindeutig belegbar, dass Armut und sozialökonomische Mangelzustände das Ausmaß an psychischen Problemen bei Kindern und Jugendlichen direkt beeinflussen. Die emotionalen Probleme bei Kindern aus Familien mit niedrigen und mittleren Einkommen im Vergleich zu Kindern aus Familien mit hohem Einkommen, sind in den letzten 25 Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts um ein vierfaches gestiegen! (Collishaw, 2015). Auch in der Bella-Studie finden sich im Sechsjahresverlauf deutliche soziale Einflüsse auf die Symptommhäufigkeiten. Kinder mit niedrigem sozioökonomischem Status waren in den Gruppen mit wiederkehrenden oder persistierenden Symptomen gegenüber den Kindern mit höherem sozioökonomischen Status überrepräsentiert (Ravens-Sieberer et al., BELLA study group, 2015). In Ländern, in denen die soziale Schere zwischen Arm und Reich immer weiter auseinandergeht, müssten dann auch die psychischen Probleme bei Kindern und Jugendlichen zunehmen.

Das dritte Argument betrifft die mögliche Zunahme individueller Vulnerabilitäten. Das Spektrum der Risikofaktoren für die körperliche und psychische Entwicklung hat sich in den letzten Jahrzehnten deutlich verändert. Durch die großen Fortschritte der Medizin, können heute Kinder mit Krebserkrankungen oder anderen pädiatrischen Systemerkrankungen in ganz hohem Prozentsatz geheilt werden und überleben. Auch die Rate an Frühgeborenen, die heute überleben darf, ist deutlich angestiegen. Untersuchungen an Adoleszenten, die eine Krebserkrankung durchgemacht haben, zeigen, dass diese niedrigere Raten an Risikoverhaltensweisen (wie z. B. Rauchen, Alkohol- oder Substanzmissbrauch) aufweisen (Carpentier, Mullins, Elkin & Wolfe-Christensen, 2008). Eine Nachuntersuchung an Kindern mit extrem niedrigem Geburtsgewicht zeigt auf, dass diese Individuen im jungen Erwachsenenalter deutlich weniger Alkohol- und Substanzmissbrauchsprobleme aufwiesen, aber ein erhöhtes Risiko für andere psychische Störungen hatten. Erhöhte Raten von Angststörungen, Sozialphobien oder Aufmerksamkeits-Hyperaktivitäts-Syndromen waren zu

verzeichnen (Van Lieshout, Boyle, Saigal, Morrison & Schmidt, 2015). Ein anderes Argument für Veränderungen der individuellen Vulnerabilität könnte die Verschiebung des Pubertätsbeginns in frühere Lebensalter sein, da es Evidenz gibt, dass ein früherer Pubertätsbeginn mit erhöhtem Risiko für mentale Probleme verknüpft ist (Collishaw, 2015). Eine Metaanalyse hat auch gezeigt, dass die Schlafmenge bei Schulkindern und Jugendlichen in den letzten hundert Jahren deutlich abgenommen hat (Matricciani, Olds & Petkov, 2012). Welchen Einfluss solche somatischen Parameter auf die Entwicklung psychischer Probleme haben, muss noch erhellt werden (Collishaw, 2015). Aber es gibt auch eine individuelle Vulnerabilität durch Interaktionsprobleme zwischen Eltern und ihren Kindern. Davon soll im Folgenden die Rede sein.

3 Wird die individuelle Vulnerabilität überbewertet?

Die Forschungen im Bereich der Kinder- und Jugendpsychiatrie haben sich in den letzten Jahrzehnten auf die Entdeckung individueller Vulnerabilitätsfaktoren konzentriert. Eine solche Vulnerabilität bewirkt, dass unter gegebenen sozialen Umständen ein Individuum eher psychisch dekompenziert, als Individuen, die dieses Merkmal nicht tragen. Implizit wird dabei zum Ausdruck gebracht, dass die Entstehung psychischer Störungen auf eine besondere Verletzlichkeit oder Empfindlichkeit bspw. neurobiologisch-endokriner Systeme zurückzuführen sei. Es handelt sich dabei um die Fortsetzung alter Grundgedanken, die beispielsweise A. Adler (1978) in Form des Konzeptes der Organminderwertigkeit für die Entstehung psychischer Störungen aufgebracht hatte.

Auf methodisch hohem Niveau wurde wiederholt versucht, eine Gen-Umwelt-Interaktion zu postulieren, die aufweist, dass Patienten mit bestimmten genetischen Konstellationen unter ungünstigen Lebensbedingungen eher zur Dekompensation neigen als Menschen ohne diese genetische Konstellation in ähnlichen psycho-sozialen Umständen. Ein Beispiel dafür stellt das MAO-Gen dar. Ein funktioneller Polymorphismus dieses Neurotransmitter-metabolisierenden Enzyms Monoaminoxidase A (MAOA) zeigte einen differenzierenden Effekt auf den Einfluss psychischer Misshandlung (Mal Treatment) auf die Entwicklung bei Kindern und Jugendlichen. Jene Kinder, die den Genotyp hatten, der eine hohe Aktivität des MAOA-Gens aufwies, hatten unter ungünstigen Entwicklungsbedingungen ein geringeres Risiko antisoziale Verhaltensweisen zu entwickeln als jene Kinder, die eine niedrige MAOA-Aktivität zeigten. Kinder mit niedriger MAOA-Aktivität entwickelten unter Misshandlungsbedingungen deutliche antisoziale Verhaltensweisen. Diese Untersuchung von Caspi und anderen (2002), die in Science veröffentlicht wurde, wurde schließlich 2009 durch eine andere Arbeit ergänzt, in der nachgewiesen werden konnte, dass die Aktivität des MAOA-Gens auch günstige Einflüsse auf die Kinder zu moderieren vermochte. Die Autoren untersuchten dabei den funktionellen Polymorphismus im Regulator-Gen des MAOA-Gens und konnten zeigen, dass Stressoren in der Kindheit bei jenen Kindern durch positive Elternschaft abgeschwächt werden konnten, die eine geringe Aktivität der Regulator-Region des MAOA-Gens aufwiesen (Kinnally et al., 2009). Man könnte daraus folgern, dass in der Wechselwirkung zwischen Gen und Umwelt bestimmte genetische Konstellationen nicht bloß eine Vulnerabilität darstellen sondern dass solche „Vulnerabilitätsgene“ eher als „Plastizitätsgene“ aufzufassen sind. In diesem Sinne wären bestimmte genetische Konstellationen nicht nur schlecht oder nur gut für die menschliche Entwicklung. Wer resistent gegen ungünstige Umstände und Verletzungen zu sein scheint, scheint auch weniger auf günstige Erziehungsbedingungen anzusprechen. Demgegenüber könnten Menschen, die gegenüber Verletzungen und ungünstigen Umständen hochreagibel sind, auch offener für Wärme, Klarheit, Trost und positive Elternschaft sein. In diesem Sinne wären die genetischen Bereitschaften mehr oder minder Ausdruck der plastischen Formbarkeit und Reagibilität gegenüber unterschiedlichen Umwelten! Leider konnten in einer groß angelegten prospektiven Untersuchung diese Gen-Umwelt-Interaktionen des MAOA-Gens nicht bestätigt werden (Kieling et al., 2013). Die individuellen Vulnerabilitätsfaktoren sind im Einzelnen noch nicht entschlüsselt.

4 Die Bedeutung des emotionalen Dialogs für die kindliche Persönlichkeitsentwicklung

Die emotionalen Äußerungen des Menschen in Mimik, Gestik und Stimmlage sind verstehbar, quasi lesbar, und bilden die Grundlage des emotionalen Dialoges, der zwischen Mutter und Kind – schon lange bevor das Kind zu sprechen lernt – die Zwischenmenschlichkeit ausgestaltet. Die mimische Kommunikation besitzt eine Signalwirkung, die in der Beziehungsregulation eingesetzt werden kann (Resch & Freyberger, 2009). Kinder besitzen schon von Geburt an unterschiedliche Fähigkeiten mit intensiven Gefühlen umzugehen. Dies wird in den Temperamentskonzepten operationalisiert. Es scheint also, dass die Grundlage der emotionalen Regulation eine konstitutionelle Disposition – gedacht als Temperamentsmerkmal – darstellt. Kinder haben von Geburt an unterschiedliche Fähigkeiten, ihre Gefühlszustände zu regulieren. Diese Zustandsregulation des Säuglings kann jedoch nicht rein unter somatischen Gesichtspunkten verstanden werden, denn bereits vom Beginn an wird die biologische Regulierung durch eine interaktionelle Beziehungskomponente mit wichtigen Bezugspersonen beeinflusst (Resch & Koch, 2012). Säuglinge können schon allein durch die Wahrnehmung elterlicher Affekte in den Gefühlszustand versetzt werden in dem die Eltern sind – solche Resonanzphänomene sind wiederholt nachgewiesen (Dornes, 2006). Schon Neugeborene reagieren auch auf das Geschrei anderer Neugeborener mit Schreien. Solche Phänomene können wir als Affektansteckung bezeichnen (Dornes, 2006). Affektimitationen können sowohl beruhigende wie beunruhigende Wirkungen beim Kind entfalten. So können bei den Eltern mimische Zeichen nicht nur in direkter Weise den eigenen Gefühlszustand wiedergeben, sondern vielmehr können Eltern im Umgang mit dem Kind auch auf symbolische Weise Gedankeninhalte und innere Objekte in ihrem mimischen Ausdruck widerspiegeln. Dies wird auch als „Als-ob-Kommunikation“ bezeichnet. Die mimische Kommunikation kann auf diese Weise dem Gegenüber Informationen zuspielden, die über die eigene Zustandsmitteilung hinausgehen und dem Anderen dessen eigene Gefühle vermitteln und zur Verfügung stellen. Beispielsweise können Bezugspersonen den Gefühlszustand des Kindes in ihrer eigenen Mimik spiegeln, um so dem Kind dessen Emotionen symbolisch zur Kenntnis zu bringen. Dieser Vorgang wird Affektspiegelung genannt. Ein ursprünglich von Gergely und Watson beschriebenes Phänomen wurde schließlich von Fonagy in Zusammenarbeit mit den genannten Autoren weiter konzeptualisiert (Fonagy, Gergely, Jurist & Target, 2006). Es scheint, dass der Säugling, wenngleich er Emotionsausdrücke wie Freude und Trauer bereits eindeutig zeigen kann, noch kein eindeutiges Bewusstsein über die damit einhergehenden emotionalen Zustände besitzt. Die vage Empfindung der inneren Zustände wird schließlich durch die Interaktion mit den wichtigen Bezugspersonen einer zunehmenden Bewusstwerdung zugeführt. Auf diese Weise können Eltern die Äußerungen des Säuglings akzentuieren und durch spielerische Formen mit den Kindern gemeinsam die Affekte im Sinne einer Ko-Regulation beeinflussen (Dornes, 2006). Wenn beispielsweise ein kurzes Lächeln des Kindes so von den Eltern bewusst erfasst und mimisch beantwortet wird, dass es dem Säugling den eigenen Zustand zu Bewusstsein bringt, ist damit ein Prozess des sozio-emotionalen Biofeedbacks in Gang gesetzt. Der Säugling erkennt, dass ihm eine Information über seine eigene Mimik, seinen eigenen Gefühlszustand widergespiegelt wird, die er zur verstärkten Bewusstwerdung des eigenen nützen kann. Dies ist nur durch eine spezifische Markierung in den Affektäußerungen der Bezugsperson möglich, eine Markierung, die anzeigt, dass der von den Eltern gezeigte Affekt dem Kind selbst gilt. Der Mechanismus dieser Markierung ist nicht genau entschlüsselt und stellt eines jener Geheimnisse zwischenmenschlicher Interaktion dar, das noch der Aufdeckung harret.

Die Affektspiegelung trägt zur emotionalen Regulation und zur Symbolbildung bei. Es ist davon auszugehen, dass die Basisemotionen Angst, Trauer und Freude schon in der Frühzeit relativ ausdifferenziert und eindeutig empfunden werden, sodass die elterliche Reaktion eher die Ausgestaltung des Bewusstseins darüber anregt (Dornes, 2006). Durch die Affektspiegelung und die zunehmende Bewusstwerdung der emotionalen Befindlichkeit kann es zur Ausbildung sekundärer Kontrollstrukturen kommen, die die Regulierung von Affektzuständen beim Kind positiv beeinflussen (Fonagy et al., 2006). Die aktive Modifikation emotionaler Zustände in der Interaktion wird auch als „affect attunement“ (Stern, 1985) bezeichnet. Die Bezugsperson kann die Intensität und Dynamik der kindlichen Gefühlsäußerungen im Rahmen der Interaktion nicht nur differenziert aufgreifen und

widerspiegeln, sondern auch in einer anderen Sinnesmodalität wiederholen. Die Antwort kann dabei stärker oder schwächer ausfallen als der kindliche Ausdruck, wodurch es der Mutter gelingt, die affektiven Äußerungen des Kindes zu modulieren, abzdämpfen, zu stimulieren und schließlich durch eine solche Akzentuierung zu gestalten (Dornes, 1993). Die Bezugsperson kann also in ein affektives Wechselspiel mit dem Kind treten, das auch als emotionaler Dialog bezeichnet wird. Die Bezugsperson nimmt die affektiven Charakteristika der kindlichen Äußerungen auf und moduliert Intensität, Rhythmus, aber auch zeitliche Kontur des kommunizierten Affekts (Resch, 2004). Empirische Untersuchungen zur Mutter-Kind-Kommunikation haben dafür überzeugende Befunde geliefert (Möhler, 2013). So haben alle Formen von Misshandlung und Vernachlässigung auch einen signifikanten Effekt auf den emotionalen Dialog und die Entwicklung der emotionalen Strukturen beim Kind.

Ein weiterer interaktiver Mechanismus hat bedeutsamen Einfluss auf Affektregulation und die Entwicklung der Bedeutungsgebung beim Kind. Es handelt sich um die soziale Rückversicherung („Social referencing“ nach Campos & Stenberg, 1981). Die soziale Rückversicherung bezeichnet die Neigung des Kleinkindes bei der Konfrontation mit interessanten oder verunsichernden Objekten, den Blick zur Mutter zu richten und seine eigenen Reaktionen an deren Gesichtsausdruck und Stimme anzupassen. Kommuniziert die Mutter einen Angstaffekt, kann das Kind selbst eine ängstliche Reaktion aufweisen, lächelt sie jedoch beruhigend, kann das Kind weiter sein Neugierverhalten an den Tag legen. Über solche sozialen Referenzierungsprozesse können affektive Bewertungen kommuniziert und zwischen Bezugspersonen und Kind geteilt werden. Auf diese Weise kann die emotionale Reagibilität des Kindes günstig beeinflusst werden. Das Kind ist eben nicht allein einer verunsichernden Umwelt ausgesetzt, sondern kann im Dialog mit der Bezugsperson Bedeutungen konstituieren. Rückversicherungen dienen nicht nur dem frühen affektiven Austausch sondern der Entwicklung regulativer Strukturen. Das Kind lernt im Wechselspiel mit seinen Bezugspersonen in unklaren Situationen Orientierung zu finden, Stress zu vermeiden und Bedeutsamkeiten zu entdecken. Diese biologienahen Regulationen des Kindes und deren interaktiv prozedurale Ausgestaltung wird in späteren Lebensaltern durch symbolische Austauschprozesse mittels Gesten, Worten, Begriffen zwischen Bezugspersonen und Kind ergänzt. Es ist davon auszugehen, dass Mängel in der Frühphase interaktiv spiegelnder Regulation sich auch später in Beeinträchtigungen der symbolischen Austauschprozesse fortsetzen können (Resch & Koch, 2012).

Aus dem eben genannten ergibt sich, dass Störungen des emotionalen Dialogs, beispielsweise durch psychische Beeinträchtigung der Elternteile, eine ungünstige Entwicklung der kindlichen Affektregulation nach sich ziehen können. Nach Plass & Wiegand-Grefe (2012) wurde bei Kindern psychiatrisch erkrankter Eltern gegenüber der Gesamtbevölkerung eine drei- bis siebenfach erhöhte psychische Auffälligkeitsrate gefunden. Es ist anzunehmen, dass etwa 500.000 Kinder in Deutschland mit einem depressiven Elternteil aufwachsen. In einer Langzeit-Studie an Kindern depressiver Eltern über einen Zeitraum von 20 Jahren werden bei 21% der Nachkommen gegenüber 8% in einer Kontrollgruppe depressive Störungen gefunden (Übersicht bei Plass & Wiegand-Grefe, 2012). Das Risiko für Depressionen ist also bei Kindern depressiver Eltern verdreifacht! Kinder psychisch kranker Eltern unterliegen einer destruktiven Parentifizierung (Plass & Wiegand-Grefe, 2012). Eltern geben dabei ihre Elternfunktion auf und missbrauchen das Kind im Sinne einer Befriedigung ihrer eigenen Bedürfnisse. Dabei werden die Bedürfnisse des Kindes deutlich vernachlässigt. Das Kind wird in eine nicht kindgerechte Entwicklungsrolle gedrängt, die schließlich auch Generationen-Grenzen überschreiten kann. Das Kind muss eine Verantwortung übernehmen, die nicht alters- und entwicklungsangemessen ist und muss seine eigenen Bedürfnisse den von den Eltern gestellten Anforderungen unterordnen. Weiter erhält das Kind für die Übernahme dieser speziellen Aufgaben keine angemessene Anerkennung (mangelnde Reziprozität des Gebens und Nehmens, Plass & Wiegand-Grefe, 2012).

Bei Kindern psychisch kranker Eltern ist die destruktive emotionale Einwirkung mangelnder Elternfunktion evident. Aber könnte eine subtile Störung des emotionalen Dialogs auch unter weniger krassen Beeinträchtigungen der Elternfunktion bereits zu Problemen führen? In einer

Metaanalyse scheint immerhin die Komposition der Familien im Sinne neuer Patchwork-Konstellationen mit unterschiedlicher Verteilung von Verantwortlichkeit keine primäre Wirkung auf ungünstige psychische Gesundheitstrends auszuüben (Collishaw, 2015). Zusammenhänge mit allgemeinen Trends gesellschaftlicher Entwicklung sollen in der Folge noch diskutiert werden.

5 Kann die Schule ungünstige Entwicklungen bei Kindern und Jugendlichen verstärken?

Immer wieder wird der Schule eine negative Funktion für die Entwicklung von Kindern zugeschrieben. Zunehmender Leistungsdruck wird für „Burn-out-Probleme bei Kindern“ verantwortlich gemacht (Schulte-Markwort, 2015). Bei genauerem Hinsehen entpuppt sich die Schule jedoch oft auch als Ressource für Kinder, gerade wenn sie in schwierigen häuslichen Bedingungen leben müssen. Es scheint auch nicht so sehr der Anspruch auf Leistung zu sein, der Kinder unter Druck setzt – Kinder sind von Natur aus leistungsfreudig und wollen sich betätigen und selbst entfalten. Vielmehr scheint es der Erfolgsdruck zu sein, der Kindern das Leben schwer macht. Wenn von allen Kindern einer Klasse gefordert wird, dass sie zu den Klassenbesten gehören müssen, um später einmal erfolgreich zu sein, kann dies nur zu absurden Verwerfungen der Leistungsansprüche führen. Ein Großteil der Klasse wird dadurch entmotiviert und gedemütigt. Wir sollten also den Blick vom Leistungsdruck mehr auf den unkritischen Erfolgsdruck richten, den die überambitionierten Erwachsenen den Kindern und Jugendlichen zuteilwerden lassen.

Auch das Verhalten von Kindern und Jugendlichen zueinander im Bereich der Schule kann das Risiko psychischer Störungen beeinflussen. Das Thema Mobbing an Schulen ist in den letzten Jahren zunehmend ins Zentrum der Aufmerksamkeit von Öffentlichkeit und Wissenschaft gerückt (Jantzer, Haffner, Parzer & Resch, 2012). Das Schikanieren, Tyrannisieren und Quälen, dass Kinder einander zuteilwerden lassen, kann im Sinne des Cyber-Mobbings auch noch auf die Bereiche der neuen Medien und des Internets ausgedehnt werden. Kennzeichnend für das Mobbing ist, dass dadurch andere Kinder und Jugendliche zu Opfern gemacht werden, die sich in der gegebenen Situation gegen die Anwürfe nicht wehren können. Prävalenzzahlen kommen zum Ergebnis, dass etwa 13% befragter Schüler als Opfer, 11% als Täter und vier Prozent als Opfer und Täter betroffen sein können (Jantzer et al., 2012). In einer eigenen Untersuchung konnten wir deutlich machen, dass der Leidensdruck durch schulisches Mobbing enorm ist und dass sowohl auf der Opfer- als auch auf der Täterseite das Risiko für emotionale Störungen und Verhaltensauffälligkeiten erhöht ist. Auch die schulische Karriere kann erheblich beeinträchtigt werden. In unserer eigenen Untersuchung gaben 20,8% der Schüler an, in den letzten Monaten Opfer von Mobbing geworden zu sein. Das Risiko zur Ausbildung von emotionalen Störungen wie Depressivität, Suizidalität und selbstverletzenden Verhaltensweisen zeigte sich für viktimisierte Schüler deutlich erhöht. Es fanden sich Risikoerhöhungen für diese emotionalen Probleme um das 2,4 bis 3 fache (Jantzer et al., 2012). Aus solchen Ergebnissen kann die Notwendigkeit eingesehen werden, den Ausbau von schulbezogenen Mobbing-Präventionsprogrammen in Deutschland voranzutreiben. Es ist anzunehmen, dass die Prävention von schulischem Mobbing tatsächlich zu einer Verringerung ernsthafter emotionaler Störungen bei Kindern und Jugendlichen beitragen kann.

Blickt man auf die wirtschaftlichen Entwicklungstrends der Länder Europas so fällt eine dramatisch hohe Jugendarbeitslosigkeit, vor allem in südlichen Ländern, ins Auge (Eurostat, 2015). Wenn die Bildungskarriere von Kindern und Jugendlichen am Übergang zur gesellschaftlichen Verantwortungsübernahme eine Stagnation erfährt, hat das klar ungünstige Auswirkungen für die Entwicklungsbedingungen bei Kindern und Jugendlichen. Kinder brauchen Entwicklungs-, Bildungs- und Karrierechancen um psychisch gesund zu bleiben. Wer schon in frühen Lebensaltern erfährt, dass ihm die Gesellschaft für die Zukunft keine Chancen einräumt, muss verkümmern und wird an psychischen Belastungsfaktoren scheitern.

6 Zeitgeist und soziale Entwicklungsräume

Unsere kulturelle Gegenwart einer hochtechnisierten Zivilisation und global orientierten Informationsgesellschaft ist wiederholt sozialphilosophisch mit dem Begriff „postmodern“ belegt worden, um auszudrücken, dass wir eine Epoche des modernen Wandels von Traditionsstrukturen hinter uns gelassen haben (Resch & Westhoff, 2008). Der Begriff der Postmoderne wurde von Jean-Francois Lyotard geprägt (1990) und bezeichnete einen Zeitgeist, der nicht durch eine Zielrichtung, einen Stil, eine Mode, einen Mythos und eine verbindliche Geschichte einer kulturellen Epoche gekennzeichnet ist, sondern ein Gesellschaftssystem umfasst, das durch Vielfalt, Mehrdeutigkeit, Mehrwertigkeit und Mehrdimensionalität geprägt wird. Ein gutes Bild für unsere Gegenwart ist der Flickenteppich (Resch & Westhoff, 2008). Ein Problem dieser postmodernen Vielfalt ist die Unüberschaubarkeit und Beliebigkeit von Meinungen, Wissensbeständen und Haltungen (Resch, 2015). Auch wenn es wie eine Befreiung schien und unter emanzipatorischen Gesichtspunkten zu betrachten war, unsere Erkenntniswerkzeuge zu hinterfragen und den unterschiedlichen subjektiven Überlegungen des Einzelnen mehr Gewicht zu geben, hat dieser „Primat der Interpretationen über die Fakten“ uns neue schmerzliche Erfahrungen gebracht. Es war ein Trugschluss der Postmoderne, dass jede Form von Wissen ein Unterwerfungsinstrument darstellen könnte und, dass die Skepsis gegenüber dem Wirklichen als solche schon eine emanzipatorische Kraft besitzt (Ferraris, 2014). Denn der Relativismus hat in den letzten Jahren immer mehr zynischen Demagogen in die Hand gespielt, die das Wunschdenken der Menschen schließlich durch Propaganda bedienten, während sie neoliberale und autoritäre oder religiöse Interessen gnadenlos verwirklichten, die eine kleine Elite auf Kosten des Großteils der Gesellschaft bevorzugten (Resch, 2015). So sehen wir heute in Welten des Terrors, der Kriegstreiberei, des kalten Kapitalismus und der innereuropäischen Spannungen, nach Börsenkrisen und dem Platzen der ökonomischen Blase, die Rahmenbedingungen unseres Lebens anders. „Es gibt heute Realitäten, Katastrophen, in denen es um Leben und Tod geht und die an die Existenz rühren – die nicht nur Gedankenspiele sind“ (Resch, 2015, S. 82). Es gilt also, auch in unserer postmodernen Informationsgesellschaft, das neorealistische Prinzip, die Wirklichkeiten, anzuerkennen. Es stimmt offenbar nicht, dass allein subjektive Wirklichkeiten und Interpretationen, über das was wir Realität nennen, obsiegen. Es gibt Dinge mit denen sich nicht spaßen lässt, die nicht weginterpretierbar sind und die nicht durch Worte verschwinden und nicht Ausdruck bloßer Meinung sind: Fakten wie der Tod, das Trauma, die Einsamkeit, der Schmerz oder die Armut (Resch, 2015).

Auch in unseren Breiten – in unserer Wohlstandsgesellschaft – dürfen wir trotz Wohlfahrt, technischer Glanzleistungen, Informationsvielfalt und Entwicklungschancen die Kontinuitätsbrüche, die Traditionsabrisse und Werte-Verrückungen, die Sinnentstellungen und Anpassungsbeschleunigungen der Gegenwart nicht außer Acht lassen (Resch & Westhoff, 2008).

Es gilt zu fragen, ab welchem Grad der Vervielfältigung von Möglichkeiten die Beliebigkeit beginnt? Wann Brüche und Neuanfänge zur Zerstückelung führen und wann Beschleunigung zum Wahnsinn wird? Der Zenit an Machbarkeit ist in vielen Feldern erreicht, die Nanotechnologie, Gentechnologie und Computertechnologie haben zu Kontinentalverschiebungen in gesellschaftlichen Prozessen und in den Werte-Diskussionen geführt, die den familiären Alltag, den Dienstleistungsbereich und die Bildungslandschaft durchdrungen haben. Die Veränderung sozialer Strukturen mit radikal-ökonomischen Prinzipien erschließt neue Bedeutungshorizonte für die bisherigen Grundbegriffe menschlicher Beziehungs- und Erziehungskultur (Resch & Westhoff, 2008). Ab welchem Zeitpunkt flexibel gesetzter sozialer Leitlinien beginnt im subjektiven Erleben des Einzelnen ein Chaos der Orientierung? Ab wann kann Vielfalt schließlich zum Überdruß werden? Byung-Chul Han (2014) zeigt auf wie das Überangebot an Wahlmöglichkeiten zu Starre, Lähmung oder Abstumpfung führen kann und wie die Selbstausschöpfung des Menschen schließlich zur Überforderung führt. Unsere Gegenwart wird also durch eine Polarität zwischen Qual der Wahl und Chancen des Handelns bestimmt. Die kritische Wertesetzung und Bedeutungsgebung ist dabei gefordert. In ihrem Artikel haben Resch und Westhoff (2008) sieben wichtige Punkte hervorgehoben, die die Anpassungsbemühungen des

Einzelnen in der Gegenwart verkomplizieren (Im Folgenden wird aus der Arbeit Resch & Westhoff, 2008 zitiert):

- **Informationsvielfalt.** Unsere Zeit ist durch eine nie geahnte Informationsvielfalt gekennzeichnet. Im Internet erschließt sich ein Zugang zum Weltwissen vom Kunstschatz bis zur Anleitung zum Bombenbasteln. Weltweite Nachrichtendienste überziehen uns mit einer Bilderflut, die bei mangelnder Auswahl zu Reizüberflutung führen kann oder den Einzelnen in einem suchtartigen Gebannt sein im flüchtigen Zugang zu Bildern festmacht. Das Wertvolle und das Billige werden auf gleicher Augenhöhe dem Konsumenten angeboten. Entwicklungsgefährdendes und Bereicherndes müssen vom Konsumenten selbst gefiltert und beurteilt werden.
- **Erfolgsorientierung.** Konkurrenzdruck und Erfolgsorientierung führen zu notwendigen Prozessen lebenslangen Lernens und sich Bemühens. Der Arbeitsprozess fordert von allen Arbeitnehmern die Orientierung an Leistungskriterien, perfektionierten Leitlinien und einem Benchmarking-System, das mehr und mehr einer Ökonomisierung des Alltagslebens Vorschub leistet. Aber es genügt nicht, eine (selbst) gestellte Aufgabe zu lösen, ein Problem zu durchdringen, ein Ziel zu erreichen: immer wieder wird gefordert, besser als andere darin zu sein, zu den Siegern zu gehören, das Beste durch noch Besseres abzulösen. Der Alltag ist ein nach allen Seiten ausgerichteter Wettbewerb.
- **Komplexität gesellschaftlicher Probleme.** Die gesellschaftliche Situation ist so komplex geworden, dass daraus eine Unüberschaubarkeit sozialer Phänomene für Viele resultiert. Selten greifen kausale Modelle zur Erklärung nachhaltig. Die Politik stützt sich auf ein Expertentum, das aber nicht selten selbst widersprüchliche Empfehlungen parat hat. Insbesondere im Bereich des Wirtschaftssystems werden Ideologien als wissenschaftliche Modelle verkannt. Auch in Klimafragen, der Flüchtlingspolitik und militärstrategischen Entscheidungen gibt es keine einfachen Lösungen in einer globalisierten Welt. Viele Entscheidungen, gerade im politischen Bereich, müssen nach Systemgesichtspunkten und Kybernetischen Regelgesetzen getroffen werden. Auch der im Nebel Stochernde muss trotzdem besonnen handeln, während sich auf den Straßen ein besorgter Pöbel in dumpfen Parolen Luft macht.
- **Vielfalt der Wertmaßstäbe.** In einer globalisierten Welt hat sich eine Vielfalt von Wertmaßstäben religiöser, ökonomischer und ästhetischer Urteile herauskristallisiert. Dies bewirkt bei dem Haltsuchenden eine Unsicherheit bezüglich dessen, was richtig und was falsch ist. Es gibt keine Richtschnur, keine Eindeutigkeit in Wertefragen.
- **Kulturelle Vielfalt.** Die kulturelle Vielfalt und Schnittmenge unterschiedlichster Ethnien ermöglicht einerseits interessante Begegnungen, birgt aber auch die Gefahren eines Aufeinanderprallens unterschiedlicher Kulturen in sich (Huntington, 2002). Nicht selten macht sich Angst vor dem Fremden in fundamentalistischen und fremdenfeindlichen Konzepten Luft.
- **Mobilität.** Die von der Globalisierung geforderte Mobilität leistet in Staaten mit guten wirtschaftlichen Bedingungen familiären Trennungen Vorschub. Es gilt für Arbeitnehmer den Verzicht auf Sesshaftigkeit und Verwurzelung für die eigene Karriere zu leisten. Dem steht die Notwendigkeit von Bindungen und Beziehungen im Mikrosystem der Familie gegenüber. Es fällt zunehmend schwer, einen Ort des Zuhause-seins zu definieren. Durch zunehmende Kriegslast und Terror haben sich andererseits auch riesige Flüchtlingsströme auf den Weg gemacht um ihr Überleben zu sichern. Die Festung Europa wird sich nicht durch fremdenfeindliche Abschottung als Insel der Seligen behaupten können, ohne ihre zentralen Werte und Ideale zu verraten.
- **Flexibilität der sozialen Rollen.** Eine Flexibilität des Denkens, eine Wandelbarkeit der sozialen Rollen und der unterschiedlichen Lebenssphären wird von dem Einzelnen auf

seinem Entwicklungsweg gefordert. In Jobwechsel, Rollenwechsel und Ortswechsel entsteht zunehmend die Gefahr der Beliebigkeit und der sozialen Diffusion.

In diesem beschriebenen Spannungsfeld muss das Kind / der Jugendliche seine persönliche Identität, ein gefestigtes Selbstverständnis und einen stabilen Selbstwert erringen. Die postmodernen Chancen und die im neuen Realismus angesprochenen Gefahren bedürfen einer hohen Ausbildungs- und Bildungsqualität, einer hohen Selbstreflexionsfähigkeit und Selbststeuerung, sowie einer guten emotionalen Differenzierung mit kommunikativer Kompetenz des Einzelnen. Während manche Autoren die gesellschaftlichen Auswirkungen auf die Familiensysteme als „nicht so schlimm“ interpretieren (z. B. Dornes, 2012), sprechen andere Autoren von sozialer Beschleunigung (Rosa, 2005) und Brutstätten der Ungewissheiten (Bauman, 2008). Byung-Chul Han geht in seinem Buch (2010) sogar soweit, dass er von einer Selbstausbeutung der Müdigkeitsgesellschaft spricht. In der Überfülle des potentiell Machbaren (Alain Ehrenberg) und im Hamsterrad der narzisstischen Selbstausbeutung (Han, 2012) haben wir eine Veränderung der Bedingungen des Scheiterns einzelner Individuen zu verzeichnen. Heute wird dem Jugendlichen suggeriert, dass alle Chancen offen seien, wobei aber dieses Angebot, alles erreichen zu können, nicht wahr ist! Wenn aber alles angeblich erreichbar wäre, dann bleiben Misserfolg und die Einschränkungen, die der Einzelne erlebt, am Individuum selbst hängen. Je weniger Selbstwert, Identitätssicherheit und Erfolgserwartung der Einzelne mit sich bringt, umso mehr stabilisiert er sich in dieser Entscheidungsunsicherheit mit Risikoverhaltensweisen (Resch & Westhoff, 2008). Während früher die vorherrschende Einengung eines neurotischen Überbaus in dem Motto „Ich darf nicht“ bestand und zu Schuldgefühlen und Einengungen des Handlungsspielraums Anlass gab, ist unter heutigen Bedingungen dieses „Ich darf nicht“ einem Übermaß eines ernüchternd demütigenden „Ich kann nicht“ gewichen (Resch & Westhoff, 2008).

7 Der bedrohte emotionale Dialog

Haben unter diesen Rahmenbedingungen einer zunehmend globalisierten Gegenwart – mit kritischen Einengungen, Vielfältigkeiten und Gefahren – einen Einfluss auf den emotionalen Dialog in der Dyade zwischen Bezugspersonen und Kindern? Verknappen nicht, die vom verstärkten Alltagsstress und ihrer eigenen Orientierungslosigkeit genervten und erschöpften Erwachsenen diesen emotionalen Dialog mit ihren Kindern? (Resch & Westhoff, 2008). Herrschen nicht Zeitmangel, Ungeduld, Missverstehen und mangelnde Passung - bis hin zur Vernachlässigung und seelischen Traumatisierung - die Eltern-Kind-Interaktionen? Unter Bedingungen in denen die Erwachsenen selbst schon psychische Störungen aufweisen, werden Kinder dadurch in eine frühe Verselbstständigung gedrängt und parentifizierenden Einflüssen ausgesetzt. In anderer Weise bleiben oft Jugendliche von ihren Eltern lange Jahre materiell abhängig und unselbstständig. Die Kombination von Orientierungslosigkeit des Jugendlichen mit verwöhnendem Versorgt-werden durch die Eltern ist entwicklungsfeindlich (Seiffge-Krenke, 2012). Während die Kinder in ihrer Bedeutsamkeit narzisstisch aufgeladen werden, liegt in der Erfüllung von Elternwünschen ein Risikofaktor für eine narzisstische Selbstentwicklung (Resch & Westhoff, 2008). Es gibt mehrere Wege zum Scheitern, aber viele davon führen durch den Themenkreis des wechselseitigen Nicht-gnügens und Nicht-entscheiden-könnens.

Wir müssen davon ausgehen, dass die Beeinträchtigung des emotionalen Wechselspiels im Mikrosystem durch die vielfältigen Faktoren gesellschaftlicher Einflussbedingungen schließlich die Persönlichkeitsentwicklung des Kindes schwächen kann. Die Heranwachsenden sind immer weniger bereit und in der Lage den Herausforderungen des gesellschaftlichen Alltags nachzukommen. Wenn Kinder und Jugendliche dann psychische Probleme entwickeln und es in der Adoleszenz zu Schwierigkeiten der Identitätsfindung, der Selbstwertregulation, der Intimität und der sozialen Rollenfindung kommt, müssen Risikoverhaltensweisen und die Nicht-Einlösung adoleszenter Entwicklungsaufgaben die Folge sein und dort hätte dann der vermehrte Konsum von Freizeit,

Medien, Alkohol und Drogen seinen Hintergrund als Krücke der Person, als eine Ersatzwelt (Resch & Westhoff, 2008).

Andere machen in aggressiver Weise ihrem Unmut und ihrer Chancenarmut Luft. Die „No-Future-Haltung“ und die erlernte Hilflosigkeit sind ebenso wie das sogenannte „Burn-Out-Syndrom“ (Schulte-Markwort, 2015) nur andere Formulierungen für depressive Entwicklungen. Denn der internalisierte Vorwurf des Ungenügens, der Hohn am eigenen Nichtgelingen selbst schuld zu sein und die Hoffnungslosigkeit und Aussichtslosigkeit an der Schwelle zum Erwachsenwerden können schließlich nicht ohne Folgen bleiben. Und dort wo Jugendliche sich selbst in ihrer Entwicklung durch Risikoverhalten gefährden, geraten sie in einen Teufelskreis der Selbstverletzungen bis hin zu Selbstmordversuchen und sie scheitern in ihrer Identitätsunsicherheit, Scham und Selbstzweifeln.

Was könnte eine Verschiebung psychischer Belastungen und Irritationen in immer jüngere Lebensalter mit uns selbst als Eltern oder als Helfern zu tun haben? Sind wir denn die geeigneten Vorbilder und Identifikationsfiguren, bieten wir die richtigen Beziehungskontexte? Unterstützen wir die emotionale Entwicklung der Persönlichkeiten unserer Kinder und Jugendlichen durch Verbindlichkeit, Respekt, Rhythmen der Gemeinsamkeit, verlässliche Rituale um die Sicherheit der Anerkennung des Anderen als gleichwertiges menschliches Wesen (Resch & Westhoff, 2008)? Das überforderte Individuum kehrt im Dunstkreis der heutigen gesellschaftlichen Entwicklungen als Opfer oder potentieller Täter mit destruktivem Potential aus seinen gesellschaftlichen Explorationen zurück. Und in allen Selbstverletzungen und eskalierten Risikoverhaltensweisen machen die Jugendlichen sich und anderen deutlich, dass sie nur Waren sind, dass sie nur zum wertlosen Ding geworden sind, an dem verzweifelte Inszenierungen ausgelebt werden (Resch und Westhoff, 2008). In solch einem Paradox der Selbstverdinglichung und im suchtartigen Selbstkonsum wird schließlich die Sehnsucht, sich zu behaupten und etwas Eigenes zu definieren ausgelebt. Dieses Paradox kann nur von uns Erwachsenen durch gelebte Gemeinsamkeit im Sinne von ausdifferenzierter Intersubjektivität aufgelöst werden. Das ist eine der größten Zukunftsaufgaben für uns alle.

8 Literatur

Adler, A. (1978). *Praxis und Theorie der Individualpsychologie*. Frankfurt: Fischer.

American Psychiatric Association. (2015). *Diagnostisches und Statistisches Manual Psychischer Störungen - DSM-5* (1. Auflage). Göttingen: Hogrefe.

Atladottir, H.O., Gyllenberg, D., Langridge, A., Sandin, S., Hansen, S.N., Leonard, H. et al. (2015). The increasing prevalence of reported diagnoses of childhood psychiatric disorders: a descriptive multinational comparison. *European Child & Adolescent Psychiatry*, 24 (2), 173–183. doi:10.1007/s00787-014-0553-8

Barkmann, C. & Schulte-Markwort, M. (2004). Prävalenz psychischer Auffälligkeit bei Kindern und Jugendlichen in Deutschland - ein systematischer Literaturüberblick. *Psychiatrische Praxis*, 31 (6), 278–287. doi:10.1055/s-2003-814855

Bauman, Z. (2008). *Flüchtige Zeiten: Leben in der Ungewissheit*. Hamburg: Hamburger Edition.

Campos, J.J. & Stenberg, C. (1981). Perception, appraisal, and emotion: The onset of social referencing. In M.E. Lamb & L.R. Sherrod (Hrsg.), *Infant social cognition: empirical and theoretical considerations* (S. 273–314). Hillsdale: Lawrence Erlbaum Associates.

Carpentier, M.Y., Mullins, L.L., Elkin, T.D. & Wolfe-Christensen, C. (2008). Prevalence of multiple health-related behaviors in adolescents with cancer. *Journal of Pediatric Hematology/Oncology*, 30 (12), 902–907. doi:10.1097/MPH.0b013e318186533f

Caspi, A., McClay, J., Moffitt, T.E., Mill, J., Martin, J., Craig, I.W. et al. (2002). Role of genotype in the cycle of violence in maltreated children. *Science (New York, N.Y.)*, 297 (5582), 851–854. doi:10.1126/science.1072290

- Collishaw, S. (2015). Annual research review: Secular trends in child and adolescent mental health. *Journal of Child Psychology and Psychiatry, and Allied Disciplines*, 56 (3), 370–393. doi:10.1111/jcpp.12372
- Costello, E.J. (2015). Commentary: „Diseases of the world“: from epidemiology to etiology of child and adolescent psychopathology--a commentary on Polanczyk et al. (2015). *Journal of Child Psychology and Psychiatry, and Allied Disciplines*, 56 (3), 366–369. doi:10.1111/jcpp.12402
- Dornes, M. (1993). *Der kompetente Säugling*. Frankfurt: Fischer.
- Dornes, M. (2006). *Die Seele des Kindes: Entstehung und Entwicklung*. Frankfurt: Fischer.
- Dornes, M. (2012). *Modernisierung der Seele: Kind - Familie - Gesellschaft*. Frankfurt: Fischer.
- Eurostat. (2015). EU - Jugendarbeitslosenquoten in den Mitgliedsstaaten 2014 | Statistik. *Statista*. Zugriff am 14.7.2015. Verfügbar unter: <http://de.statista.com/statistik/daten/studie/74795/umfrage/jugendarbeitslosigkeit-in-europa/>
- Ferraris, M. (2014). *Manifest des neuen Realismus*. (M. Osterloh, Übers.) (1., 2014. Auflage). Frankfurt am Main: Klostermann, Vittorio.
- Fonagy, P., Gergely, G., Jurist, E.L. & Target, M. (2006). *Affektregulierung, Mentalisierung und die Entwicklung des Selbst*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Han, B.-C. (2010). *Müdigkeitsgesellschaft*. Berlin: Matthes & Seitz.
- Han, B.-C. (2012). *Transparenzgesellschaft*. Berlin: Matthes & Seitz.
- Han, B.-C. (2014). *Psychopolitik: Neoliberalismus und die neuen Machttechniken* (5. Auflage). Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Hawton, K., Saunders, K.E.A. & O'Connor, R.C. (2012). Self-harm and suicide in adolescents. *Lancet (London, England)*, 379 (9834), 2373–2382. doi:10.1016/S0140-6736(12)60322-5
- Huntington, S.P. (2002). *Kampf der Kulturen: Die Neugestaltung der Weltpolitik im 21. Jahrhundert*. München: Goldmann.
- Jantzer, V., Haffner, J., Parzer, P. & Resch, F. (2012). Opfer von Bullying in der Schule: Depressivität, Suizidalität und selbstverletzendes Verhalten bei deutschen Jugendlichen. *Kindheit und Entwicklung*, 21 (1), 40–46. doi:10.1026/0942-5403/a000068
- Kieling, C., Hutz, M.H., Genro, J.P., Polanczyk, G.V., Anselmi, L., Camey, S. et al. (2013). Gene-environment interaction in externalizing problems among adolescents: evidence from the Pelotas 1993 Birth Cohort Study. *Journal of Child Psychology and Psychiatry, and Allied Disciplines*, 54 (3), 298–304. doi:10.1111/jcpp.12022
- Kinnally, E.L., Huang, Y., Haverly, R., Burke, A.K., Galfalvy, H., Brent, D.P. et al. (2009). Parental care moderates the influence of MAOA-uVNTR genotype and childhood stressors on trait impulsivity and aggression in adult women. *Psychiatric Genetics*, 19 (3), 126–133. doi:10.1097/YPG.0b013e32832a50a7
- Van Lieshout, R.J., Boyle, M.H., Saigal, S., Morrison, K. & Schmidt, L.A. (2015). Mental health of extremely low birth weight survivors in their 30s. *Pediatrics*, 135 (3), 452–459. doi:10.1542/peds.2014-3143
- Lyotard, J.F. (1990). Beantwortung der Frage: Was ist postmodern? In P. Engelmann (Hrsg.), *Postmoderne und Dekonstruktion: Texte französischer Philosophen der Gegenwart* (S. 33–48). Stuttgart: Reclam.
- Matricciani, L., Olds, T. & Petkov, J. (2012). In search of lost sleep: secular trends in the sleep time of school-aged children and adolescents. *Sleep Medicine Reviews*, 16 (3), 203–211. doi:10.1016/j.smrv.2011.03.005

- Möhler, E. (2013). *Eltern-Säuglings-Psychotherapie*. München: Reinhardt.
- Plass, A. & Wiegand-Grefe, S. (2012). *Kinder psychisch kranker Eltern: Entwicklungsrisiken erkennen und behandeln*. Weinheim: Beltz.
- Polanczyk, G.V., Salum, G.A., Sugaya, L.S., Caye, A. & Rohde, L.A. (2015). Annual research review: A meta-analysis of the worldwide prevalence of mental disorders in children and adolescents. *Journal of Child Psychology and Psychiatry, and Allied Disciplines*, 56 (3), 345–365. doi:10.1111/jcpp.12381
- Ravens-Sieberer, U., Otto, C., Kriston, L., Rothenberger, A., Döpfner, M., Herpertz-Dahlmann, B. et al., BELLA study group. (2015). The longitudinal BELLA study: design, methods and first results on the course of mental health problems. *European Child & Adolescent Psychiatry*, 24 (6), 651–663. doi:10.1007/s00787-014-0638-4
- Resch, F. (2004). Entwicklungspsychopathologie und Strukturtypologie. *Fortschritte der Neurologie-Psychiatrie*, 72 Suppl 1, S23–28. doi:10.1055/s-2004-830023
- Resch, F. (2015). Psychotherapie und Realität. *Zeitschrift für Kinder- und Jugendpsychiatrie und Psychotherapie*, 43 (2), 81–83. doi:10.1024/1422-4917/a000336
- Resch, F. & Freyberger, H. (2009). Struktur und Identität. In J.M. Fegert, A. Streeck-Fischer & H. Freyberger (Hrsg.), *Adoleszenzpsychiatrie. Psychiatrie und Psychotherapie der Adoleszenz und des jungen Erwachsenenalters* (S. 105–111). Stuttgart: Schattauer.
- Resch, F. & Koch, E. (2012). Bedeutung der Strukturachse für Therapieplanung und Behandlung. *Kinderanalyse*, 20 (1), 4–20.
- Resch, F. & Westhoff, K. (2008). Adoleszenz und Postmoderne. In F. Resch & M. Schulte-Markwort (Hrsg.), *Kursbuch für integrative Kinder- und Jugendpsychotherapie* (S. 67–76). Weinheim: Beltz.
- Rosa, H. (2005). *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne* (10. Auflage). Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Schlack, H.G. & Brockmann, K. (2014). Einfluss sozialer Faktoren auf Gesundheit und Entwicklung von Kindern. In G.F. Hoffmann, M.J. Lentze, J. Spranger & F. Zepp (Hrsg.), *Pädiatrie - Grundlagen und Praxis* (4. Auflage, Band 1, S. 152–155). Berlin: Springer.
- Schulte-Markwort, M. (2015). *Burnout-Kids: Wie das Prinzip Leistung unsere Kinder überfordert*. München: Pattloch.
- Seiffge-Krenke, I. (2012). *Therapieziel Identität: Veränderte Beziehungen, Krankheitsbilder und Therapie*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Stern, D.N. (1985). *The interpersonal world of the infant*. New York: Basic Books.